

Thomas Waitz

Dicksein, Armut und Medien. Selbstführungsfernsehen und die Unterschichtsdebatte

2009

<https://doi.org/10.25969/mediarep/4043>

Veröffentlichungsversion / published version

Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Waitz, Thomas: Dicksein, Armut und Medien. Selbstführungsfernsehen und die Unterschichtsdebatte. In: Christine Bähr, Suse Bauschmid, Thomas Lenz u.a. (Hg.): *Überfluss und Überschreitung: Die kulturelle Praxis des Verausgabens*. Bielefeld: transcript 2009, S. 109–123. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/4043>.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here:

<https://doi.org/10.25365/phaidra.17>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0/ deed.de Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Non Commercial - No Derivatives 4.0/deed.de License. For more information see:

<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Thomas Waitz

Dicksein, Armut und Medien. Selbstführungsfernsehen und die Unterschichtsdebatte

DOI

<https://doi.org/10.25365/phaidra.17>

Original

Ungekürzte Fassung, ursprünglich erschienen in: Christine Bähr/Suse Bauschmid/Thomas Lenz/Oliver Ruf (Hg.): *Überfluss und Überschreitung. Die kulturelle Praxis des Verausgabens*. Bielefeld: Transcript 2009, S. 109 – 123.

Kontakt

t.waitz@univie.ac.at

Hinweis

Diese Textfassung weicht in geringfügigen Details von der Druckfassung ab.



Thomas Waitz

<http://www.thomaswaitz.at/>

ORCID <https://orcid.org/0000-0002-0137-515X>



Dieses Werk ist unter *Creative Commons Namensnennung - Keine kommerzielle Nutzung - Keine Bearbeitungen 4.0 International (CC BY-NC-ND 4.0)* lizenziert. Um die Lizenz anzusehen, gehen Sie bitte zu: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legalcode.de>

I

»Ist Dicksein eine Krankheit?«, fragte am 11. Juni 2008 die *Süddeutsche Zeitung*. Eine private Krankenversicherung hatte sich geweigert, einen Kunden, der sich eine Sportverletzung zugezogen hatte, zu entschädigen. Die Begründung, die angeführt worden war, bezog sich auf die Fettleibigkeit des Versicherten, die dieser bei Vertragsabschluss verschwiegen habe. Das Oberlandesgericht Hamm entschied gegen die Versicherung. Die *Süddeutsche Zeitung* nahm dies zum Anlass, den Soziologen Friedrich Schorb zu befragen. Er äußerte sich wie folgt:

»Dicksein ist keine Krankheit, sondern eine körperliche Eigenschaft und damit Privatsache. [...] In der Gesellschaft wird Krankheit als etwas angesehen, das nicht selbstverschuldet ist. Ob man ganz alleine für den eigenen Körper verantwortlich ist, darüber lässt sich von Fall zu Fall gut streiten.«

Der Versuch der Versicherung, den fettleibigen Kunden zu einem Kranken zu machen, aber auch die Antwort Schorbs auf die Frage, ob Dicksein eine Krankheit sei, sind bemerkenswert. Zum einen steht das Handeln der Versicherung im Kontext einer gegenwärtig festzustellenden Tendenz, in deren Folge Dicksein einer gesellschaftlichen Neubewertung unterzogen wird. Das Verhalten der Versicherung, aber auch die Begründung Schorbs verweisen auf einen schleichenden Abschied vom Prinzip der Solidargemeinschaft. Mit der Begründung der Eigenverantwortlichkeit wird »Krankheit« nicht als ›hinzunehmender‹ Schicksalsschlag verstanden, sondern nach dem ursächlichen Anteil des Verhaltens des Einzelnen gefragt. Die weitreichende Konsequenz einer solchen Option wird erst in der Umkehrung des Satzes, Krankheit sei, was nicht selbstverschuldet sei, erkennbar: Denn demzufolge wäre, was selbstverschuldet ist, keine Krankheit (und demzufolge kein Fall für die Krankenkasse). In diesem Sinne regelt das Sozialgesetz in Paragraph 52 des fünften Buches, dass Krankenkassen Patienten bei einer selbstverschuldeten Erkrankung an den Behandlungskosten beteiligen können. Die Frage, ob eine Folgeerkrankung selbstverschuldet sein könnte, ist jedoch im Einzelfall kaum zu beurteilen. Im Zuge der Gesundheitsreform 2007 wurde daher ein Absatz ergänzt, der expliziert, dass die Behandlungskosten bei Folgen von Schönheitsoperationen, Tätowierungen und Piercings von der Erstattungspflicht der Krankenkassen explizit ausgeschlossen sind. Wird künftig den Folgen von Dicksein verfahren?¹ Dicksein ist eben keine »Privatsache«, wie Schorb zitiert wird. Seine Aussage wird allein dann plausibel, wenn sie als Forderung gemeint wäre. Gerade dann gilt aber umso mehr: Das Dicke ist politisch.

Dicksein ist ein gesellschaftlich konstruiertes Phänomen², und zwar aus mindestens drei Gründen: Erstens sind die Folgen von Dicksein nicht nur für die unmittelbar

¹ Dass diese Annahme nicht abwegig ist, zeigen etwa die Ergebnisse der jüngsten Folge der Studie *Deutsche Zustände*, die sogenannte »gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit« untersucht. Ihr zufolge stimmt etwa ein Drittel der Befragten der Aussage zu, die Gesellschaft könne sich wenig nützliche Menschen und menschliche Fehler nicht mehr leisten. Rund 40 Prozent waren der Ansicht, es werde zuviel Rücksicht auf Versager genommen. (Heitmeyer 2007)

² Selbstverständlich ist auch das medizinische Krankheitsbild »Adipositas« gesellschaftlich konstruiert. Mich interessiert im Folgenden jedoch nicht der klinische Spezialdiskurs, sondern der Interdiskurs »Dicksein«

Betroffenen, sondern die gesamte Gesellschaft relevant. Zweitens geht es beim Dicksein nicht um individuelle Schicksale, sondern um bestimmte soziale Gruppen, die besonders involviert sind. Und drittens werden die Ursachen für Dicksein »nicht allein in Umweltbedingungen oder genetischen Dispositionen verortet, sondern maßgeblich im Verhalten der Betroffenen, bzw. im Verhalten sozialer Risikogruppen.« (Schorb 2006) Indem Dicksein ein gesellschaftlich konstruiertes Problem ist, erhält es als Objektbereich seine Eigenschaften und seine spezifische Rationalität durch Medien. Was Dicksein ›ist‹, steht keineswegs fest, sondern ist der Effekt kultureller Verhandlungen, an denen Medien – etwa das Fernsehen – über Plausibilisierungs- und Vermittlungsstrategien sowie die Bereitstellung und die Erzeugung von Wissen entscheidend beteiligt sind.

Im Jahr 2006 behauptete eine viel beachtete Studie des Robert-Koch-Instituts, dass Kinder armer, ungebildeter Eltern dreimal so häufig dick oder fettüchtig seien wie Kinder von Reichen und Akademikern (Lange/Ziese 2006). Seitdem ist ein Zusammenhang zwischen sozialer Schichtung und Leibesfülle einer breiten Öffentlichkeit offenkundig geworden. Wörtlich führen die Autoren der Studie aus,

*»Bei steigendem allgemeinem Lebensstandard haben Armutsrisiken zugenommen. Die Gesundheit und Lebenserwartung der Deutschen wird in erheblichem Maße von der sozialen Lage und dem Bildungsniveau, dem individuellen Lebensstil sowie Belastungen aus der Umwelt beeinflusst. Arbeitslosigkeit und armutsgefährdete Lebenslagen, gering ausgeprägtes Gesundheitsbewusstsein, Luftverschmutzung und Lärmbelastung, Tabak- und Alkoholkonsum spielen dabei ebenso eine Rolle wie abträgliche Ernährungsgewohnheiten und mangelnde körperliche Aktivität, Übergewicht, Bluthochdruck und Fettstoffwechselstörungen.«
(Lange/Ziese 2006: 7)*

Mit anderen Worten: Arme werden häufiger übergewichtig und sie sterben früher. Das Ergebnis der Untersuchung des Robert-Koch-Institutes wurde durch eine zweite Publikation, die ein bisher nicht wahrgenommenes Ausmaß an Armut und Armutsbedrohung in Deutschland offenbarte, in ihrer politischen Dimension noch verschärft. Denn zeitgleich erschienen 2007 erste Teilergebnisse einer Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung mit dem Titel *Gesellschaft im Reformprozess*. Rund 3000 wahlberechtigte Deutsche über 18 Jahre wurden in ihr zu den gesellschaftlichen Reformen in Deutschland befragt. Ziel war es, herauszufinden, welche Wertepreferenzen in der Bevölkerung vorliegen und welche Zuordnungen zu »politischen Typen« diese Präferenzen erlauben. Obwohl in der Studie der Begriff »Unterschicht« nicht benutzt wurde, entzündete sich an ihr eine seit langem schwelende politische Diskussion um Armut und neue gesellschaftliche Schichtungen – die sogenannte »Unterschichtendebatte«. Vor allem die Diagnose, nach der am unteren Drittel der Gesellschaft »autoritätsorientierte Geringqualifizierte«, ein Teil »selbstgenügsamer Traditionalisten« und ein so genanntes »abgehängtes Prekariat« (Friedrich-Ebert-Stiftung 2006: 2) auf Dauer von der sozialen und politischen Abkopplung – oder,

mit anderen Worten, von Armut – betroffen oder zumindest bedroht seien, war Gegenstand der öffentlich geführten Auseinandersetzung.³

In einem in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung veröffentlichten Kommentar, der mit dem Titel *Das neue Kaloriat* überschrieben wurde, äußert sich Christian Schwägerl anlässlich der zeitnahen Veröffentlichung der beiden Studien zum Zusammenhang von »Unterschicht und Übergewicht«. (Schwägerl 2006) Auf eine Einlassung des damaligen Arbeitsministers Franz Müntefering anspielend⁴, stellt er lakonisch fest: Es möge zwar keine »Unterschicht« mehr geben, aber »Schichten von Fett und Zucker« gebe es sehr wohl. So führt er weiter aus,

»Wer [...] so dick wird, daß er kaum noch von der Couch hochkommt, bringt nicht jene Mobilität auf, die den Deutschen mit den Hartz-Reformchen nahegebracht werden sollte. [...] Fressen ist also so etwas wie das innere Exil der Armen inmitten der Globalisierung. Vielleicht wäre es angezeigt, statt Hartz-IV-Beratern Fitnesstrainer zu bezahlen?« (Schwägerl 2006)

Wer aber seinen Körper beherrscht, so das unverhohlene Argument Schwägerls, wer seine Leiblichkeit einem Regime der Selbstkontrolle zu unterwerfen imstande ist, der vermag sich, so wird suggeriert, im Sinne eines ›lean managements‹ den Erfordernissen des Marktes anpassen. Der Mangel der wachsenden sozialen Unterschicht ist aus der Sicht der vom Abstieg bedrohten Mittelschicht demzufolge ein doppelter: Er liegt im Überfluss der Körper gleichermaßen wie im körperlichen Überfluss.⁵ Der Zusammenhang in der Thematisierung von Armut und Ernährung aber ist ein wiederkehrender: Kaum ein Fernsehbeitrag kommt ohne ein Bild der Armenspeisung der Tafeln aus. Und der *Stern* illustrierte seine Titelgeschichte *Unterschicht – Das wahre Elend*, mit der 2004 die Renaissance des Sprechens von der Unterschicht eingeleitet wurde, mit dem Foto eines Ess-tisches, auf dem sich Zigaretten und Süßwaren finden und auf dem die Unterarme eines Menschen ruhen, dessen Gesicht außerhalb der Kadrierung verbleibt. Die Bildunterschrift lautet:

»Das süße Leben der Armen: Schokolade, Bonbons, Zigaretten und Geld vernichtende Handys. Die tätowierten Arme gehören Udo Hupa, 44, aus Essen-Katernberg, der trotz Zuckerkrankheit und Übergewicht fleißig nascht.« (Wüllenweber 2004)

Die Zeit schließlich versah jüngst ihr Titelthema *Abgespeist! Die Armen bleiben arm* (Niejahr/ Rudzio 2008) mit dem Bild eines von Besteck flankierten, leeren Tellers.

³ Neuere Studien bestätigen das Ausmaß der Armutbedrohung. Vgl. etwa Groh-Samberg 2007; Bundesregierung 2008

⁴ Müntefering äußerte am 9. Oktober 2006 im Fernsehsender N24: »Es gibt keine Schichten in Deutschland. Es gibt Menschen, die es schwerer haben, die schwächer sind«

⁵ In diesem Kontext steht etwa auch die familienpolitische Forderung von Christa Müller, Ehefrau des *Die Linke*-Vorsitzenden Oskar Lafontaine, die »Reproduktion des asozialen Milieus [zu] begrenzen« (Rasche 2007)

Die »Fitnesstrainer« aber, die Schwägerl in seinem Kommentar fordert, gibt es längst. Jeden Nachmittag, in den Boulevardmagazinen des Fernsehens, treten »Experten« auf, die den »überflüssigen« Pfunden zu Leibe rücken. Mit Lebenshilfe und Ratschlägen eilen sie in medialen Versuchsanordnungen prototypischen Betroffenen zu Hilfe. In einer Vielzahl von Beiträgen und in von den Produzenten so genannten »Coaching«-Formaten wird ein Wissen um den Zusammenhang von Dicksein und wirtschaftlicher Lage der Betroffenen prozessiert. »Schwer vermittelbar« heißt es etwa in einer Reihe im Pro Sieben-Magazin SAM. Der Titel gilt in doppelter Hinsicht: Wir werden Zeuge, wie zwei übergewichtige und arbeitslose Menschen mittels von der Kamera beobachteten Übungen und mit Hilfe eines »Coaches« eine Gewichtsreduktion erreichen und ihnen in Folge die Rückkehr in die Erwerbstätigkeit gelingt. Der Bedarf nach Kandidaten für solche Formate scheint ungebrochen. Auf der Website der Kölner Produktionsfirma *Good Times* heißt es:

»Wir suchen zwei mollige Arbeitslose die Lust haben etwas an ihrer Lebenssituation zu verändern! Bei dem neuen Pro Sieben SAM Format haben Sie die einmalige Chance in 15 Wochen, 15 verschiedene Praktika zu absolvieren und dabei auch noch ab zu nehmen. In Aussicht stehen eine Festanstellung und das eigene Gewicht zu reduzieren.«

Mit dem Hinweis auf die Konsequenz, in der Armut und Übergewicht stehen, kann die Thematisierung von Dicksein zwar begründet werden. Eine Erklärung für die Art und Weise, in der sie geschieht, ist sie aber nicht. Warum, zu welchem Zweck und in welcher Weise aber findet sie statt?

II

Der Körper, dass hat der französische Philosoph Michel Foucault (1977) gezeigt, ist ein Austragungsort von Macht, und zwar in dem Sinne, dass er geformt ist durch Praktiken der Kontrolle.

»Der menschliche Körper geht in eine Machtmaschinerie ein, die ihn durchdringt, zergliedert und wieder zusammensetzt. Eine »politische Anatomie«, die auch eine »Mechanik der Macht« ist, ist im Entstehen. Sie definiert, wie man die Körper der anderen in seine Gewalt bringen kann, nicht nur, um sie machen zu lassen, was man verlangt, sondern um sie so arbeiten zu lassen, wie man will: mit den Techniken, mit der Schnelligkeit, mit der Wirksamkeit, die man bestimmt. Die Disziplin fabriziert auf diese Weise unterworfenen und geübten Körper, fügsamen und gelehrigen Körper.« (Foucault 1977: 176)

Verbunden mit der Instrumentalisierung des Körpers durch Disziplinartechniken ist eine Subjektivierung, die auf Sichtbarmachung und Kontrolle des Individuums durch sich selbst beruht. Selbst-Bewußtsein und Selbst-Verantwortung bilden damit die Effekte einer produktiven Form der Macht. Die Negativbilder dicker und armer Menschen sind »durchdrungen von moralischen Imperativen, die die Verfasstheit der Subjekte in der modernen, individualistischen Gesellschaft zugleich herstellen und ausdrücken.« (Gesing 2006)

Dicksein wird thematisiert, weil sich hierin etwas Spezifisches über unsere Gesellschaft ausdrückt, und an der Art und Weise, wie dies geschieht, lässt sich etwas ablesen, das über Dicksein hinausweist⁶. Wie und mit welchen Konsequenzen dies gegenwärtig geschieht, und wie Medien- und Selbsttechniken bei diesem Prozess ineinandergreifen, soll nachfolgend am Beispiel eines Fernsehprogramms verdeutlicht werden.

III

Das Fernsehen und seine gesellschaftliche Rolle sind innerhalb des Diskurses, der mit dem Begriff der »Unterschichtendebatte« adressiert wird, wiederkehrend thematisiert worden – insbesondere auch durch das Fernsehen selbst. Der Begriff des »Unterschichtenfernsehens« ist zwar nicht ursprünglich von dem Fernsehunterhalter Harald Schmidt geprägt worden. Indem er ihn jedoch 2005 in einer Ausgabe seiner in der ARD ausgestrahlten Late-Night-Show verwendete, bündelte er affirmativ zahlreiche Vorbehalte, die sowohl gegenüber spezifischen Programmen (etwa Daytime-Talkshows privater kommerzieller Sender), als auch gegenüber dem unterstellten Mediengebrauch spezifischer gesellschaftlicher Gruppen (etwa Menschen, deren Lebensführung sich auszeichne durch »Arbeitslosigkeit, Hoffnungslosigkeit, Bier am Nachmittag und leere Kassen«; Amend 2005) bestehen.

Obwohl selber Teil des Fernsehens, konnte sich Schmidt des Einverständnisses seines Publikums sicher sein. Das Sprechen vom »Nullmedium« (Enzensberger 1997), die Rede vom Fernsehen als einem »traumlosen Traum« (Adorno 1963) und die Kritik einer »Kulturindustrie« (Adorno/Horkheimer 1969) stehen beispielhaft für die Vorbehalte der deutschsprachigen Kulturkritik dem Fernsehen gegenüber. Und so würdigt auch der *Stern* in seiner Berichterstattung über die »neue Unterschicht« die »schädlichen Folgen« des Fernsehens: Hier wird das entsprechende Milieu wie folgt beschrieben:

»Elf Uhr morgens im Meerkamp. Die zweieinhalbjährige Sydney liegt im Schlafanzug am Fußende ihres Bettes, das Gesicht in Ärmchenweite vor der Mattscheibe. Gebrüll und Explosionen wummern, die typischen Geräusche japanischer Zeichentrickfilme. Unterschichtskinder, das haben Medienwissenschaftler herausgefunden, schauen nicht nur erheblich mehr fern als Gleichaltrige aus der Mittel- und Oberschicht. Sie bevorzugen billige Comics und Werbung. Die ›Sendung mit der Maus‹ überfordert sie oft. Noch nicht in der Schule und schon abgehängt, selbst beim Glotzen.« (Wüllenweber 2004)

Diskurse ›über‹ Fernsehen liefern Unterscheidungsmerkmale und Eigenschaften, die sich nicht trennen lassen von seiner vorgeblich ›festen‹, apparativen Struktur und seinen ›Inhalten‹ und ›Programmen‹. Indem bestimmte Programmformen als »Unterschichtenfernsehen« bezeichnet werden, wird es nicht nur möglich, ein Konzept von »Unterschicht« zu visualisieren. Dieses Konzept kann darauf hin zu einem Gegenstand politischer Interventionen werden. Fernsehen ist innerhalb dieser Prozesse nicht ein »Überträger« und »Vermittler« solcher Informationen, sondern – im Foucaultschen Sinne – eine

⁶ Zur historischen Genese des Schlankheitsideals als einer »inneren Regulationsethik«, die auf die Widersprüchlichkeit der Konsumkultur liberaler Gesellschaften antwortet, vgl. Stearns 1997

Technologie der Regierung (vgl. Stauff 2005), weil es das Versprechen birgt, spezifische Objektbereiche sicht- und handhabbar zugleich zu machen. In diesem Sinne erhalten Objektbereiche – etwa »Unterschicht« – ihre jeweilige Plausibilität und ihre kennzeichnenden Eigenschaften durch Medien. Dieser Zusammenhang wird im Folgenden zu erläutern sein.

IV

20 Uhr 15, WDR Fernsehen. Die letzte Einstellung der *Tagesschau*: Die weiteren Aussichten der nächsten Tage, eine Wetterkarte. Ein abrupter Schnitt: das Halbprofil eines Mannes mittleren Alters in naher Einstellung. Er wendet das Gesicht zu einer Gesprächspartnerin, die sich außerhalb des Bildes befindet. Wir hören ihre Stimme, und die nächste Einstellung weitet das Sichtfeld. Der Mann ist untersetzt, sieht angespannt aus und sitzt zusammengesunken auf einer kleinen Mauer. Er trägt eine verwaschene, blaue Jeansjacke, Jeans und ein hellblaues Poloshirt. Ihm zugewandt, auf der linken Seite sitzt eine Frau, die Hände im Schoß gefaltet. Sie scheint Ende Dreißig, ist schlank, trägt einen braunen Hosenanzug. Auf ihren Knien liegt eine schwarze Ledermappe. »Haben Sie schon einmal daran gedacht, nicht mehr leben zu wollen, war das schon mal so schlimm?«, fragt sie. Der Mann, zögerlich, stockend, antwortet mit »Ja«. Musik setzt ein. Wir sehen eine Computersimulation. Eine Portraitaufnahme des Mannes, *en face*, vor einem weißen Hintergrund. In einer Morphingsequenz verändern sich seine Gesichtszüge. Sein zu Beginn volles, rundes Gesicht, seine hängenden Lider und seine nach unten gehenden Mundwinkel prägen sich im Laufe der Sequenz immer mehr aus. Innerhalb weniger Frames verändert sich sein Gesicht völlig: Sein Haaransatz geht zurück, ein deutliches Doppelkinn tritt hervor, tiefe Augenhöhlen lassen ihn unvoreteilhaft erscheinen. Ein Voice-Over erklärt: »Ihr Lebensstil macht die Agüls krank. Diese Familie braucht dringend Hilfe – seelisch und körperlich«. Eine Hand, die eine rauchende Zigarette hält, das Bild eines schlafenden Kleinkindes und eine Querschnittsillustration von Atemwegen und Lunge werden ineinander überblendet. Die Einstellung einer übergewichtigen Frau in häuslichem Umfeld. Sie nimmt einen tiefen Zigarettenzug. Das folgende Bild – die Einstellung ist in der konventionalisierten Form eines Testimonials gehalten – zeigt sie halbnah zur Kamera. An einen außerdiegetischen Gesprächspartner gewandt, sagt sie mit matter Stimme: »Es gibt fast keine Situation, in der ich nicht rauche« – »Das bleibt nicht ohne Folgen«, ergänzt die Voice-Over-Narration, und weiter heißt es: »Das Team vom Gesundheitscheck ist alarmiert. Und Dr. Kurscheid greift zu drastischen Methoden«. Unterlegt sind diese Äußerungen mit Einstellungen, die zeigen, wie sich die Frau, die mittels Stoffbändern an einen Rollstuhl gefesselt ist, mühevoll durch eine Wohnung bewegt. Schnitt: Das Treppenhaus in einem Mehrfamilienhaus. Ein Mann mittleren Alters, schlank, gekleidet in einen anthrazitfarbenen Anzug. Die obersten Knöpfe seines Hemdes sind geöffnet. Er steht am Fuße eines Treppenabsatzes, auf halbem Weg zwischen der Frau im Rollstuhl und einer offenen Haustür. Ein Bein hat angewinkelt, beugt er sich zur Frau, die zusammengesunken im Rollstuhl kauert, vor. Während er spricht, unterstreicht er mit ausholenden Gesten das Gesagte. »Sie trauen sich noch nicht einmal diese vier, fünf Stufen hinunter. Aber sie trauen sich jeden Tag anderthalb Packungen Zigaretten zu rauchen.« Die Kamera fährt über den Rollstuhl, die Treppe und kadriert schließlich den Mann in einer Halbtotale. »Mit allen Konsequenzen«, sagt er, und wir hören ein leises Murmeln der Frau. Schnitt: Die Frau sitzt auf einem Sofa, weint, hält die Hand verlegen

an den Mund. Die Kamera zoomt an sie heran, kadriert ihr Gesicht in naher Einstellung. »Noch ist es nicht zu spät«, lautet der Voice-Over-Kommentar. Die folgende Einstellung zeigt erneut eine Morphingsequenz. Diesmal ist es jedoch das Gesicht der Frau, das wir erblicken, und dieses Mal scheint die Sequenz in umgekehrter Folge zu laufen. Ihre Gesichtszüge werden schmaler, ihr Ausdruck fröhlicher. Der letzte Frame zeigt sie lächelnd. »Es ist an der Zeit, etwas zu ändern«, schließt der Voice-Over. Vorspann und Titel folgen.

Der große Gesundheits-Check ist der Titel einer Doku-Soap, die 2006 und 2007 in zwei Staffeln im Hauptabendprogramm des WDR Fernsehens ausgestrahlt wurde.⁷ Die geschilderte Anfangssequenz steht vor dem eigentlichen Beginn der Sendung, der durch die Einblendung des Titels markiert ist. In plakativer Weise wird eine kondensierte Form des Folgenden geboten: Wir sehen die wesentlichen Protagonisten – Familie Agül auf der einen, das »Team vom Gesundheits-Check« auf der anderen Seite. Im Anschluss an die letzten Bilder der gekürzten *Tagesschau*-Übernahme steht, in reißerischer und drastischer Weise platziert, die Frage nach Selbstmordabsichten von Herrn Agül, die dieser bejaht. Wir werden vertraut gemacht mit dem grundlegenden dramatischen Konflikt, der in den folgenden 45 Minuten entfaltet werden wird: Der Lebensstil der Familie, seine Gründe und Folgen. Zwei der Protagonisten tauchen wiederkehrend in allen Folgen der Serie auf und werden zumeist schlicht als »Experten« bezeichnet: Es handelt sich um Thomas Kurscheid, einen Facharzt für Allgemein- und Sportmedizin, und Silke Brand, eine Psychotherapeutin.

Das in allen Folgen stets gleich bleibende Konstruktionsprinzip folgt zwei unterschiedlichen, zum Teil widerstreitenden Logiken: Für das, was man eine Eigenlogik des Medialen nennen könnte, ist die Variation der konventionalisierten ästhetischen und narrativen Elemente des Genres wirksam. Innerdiegetisch hingegen finden sich Formen und Strukturmerkmale einer Gesprächs- und Verhaltenstherapie. Sendungen wie *Der große Gesundheits-Check* sind per definitionem interventionistisch – das heißt: auf eine Veränderung der vormedialen Situation zielende, medientechnische Versuchsanordnungen, die ihre medialen Voraussetzungen als Teil von Beglaubigungs- und Begründungsstrategien ausstellen. In jeder Folge sehen wir in einer so genannten »Alltagsanalyse« das vorgeblich typische Verhalten der Teilnehmer in Form einer sekundären Inszenierung: Arzt und Psychotherapeutin betrachten und kommentieren Videoaufzeichnungen; die räumliche Situation, in der dies geschieht, erinnert an einen Schnittplatz. Auf diese »Alltagsanalyse« folgt der Hauptteil jeder Folge, in dem, so wird uns suggeriert, die Experten gemeinsam mit den weiteren Akteuren eine mehrstufige Verhaltens- bzw. allgemeinmedizinische Therapie entwickeln, die, so wird zumindest die argumentiert, einem holistischen Ansatz folgt. Einer einführenden Anamnese folgen Gespräche, die den probatorischen Sitzungen einer Psychotherapie entsprechen. Ihr Abschluss ist durch einen dramatisch inszenierten Wendepunkt, an dem die Einsicht der Probanden in die Notwendigkeit einer Verhaltensänderung steht, markiert. Auf diese Erkenntnis folgt eine Therapieplanung mit Einzelmaßnahmen, deren Einübung und Durchführung beispielhaft gezeigt wird. Jede Folge schließt mit einem auf der Bildebene inszenierten »Abschied« der Ärzte und eine auf die

⁷ *Der große Gesundheits-Check*, P: WDR Fernsehen/Together Productions, bisher zwei Staffeln (4 Folgen 2006/10 Folgen 2007)

außerdiegetische Zukunft gerichtete Sequenz aus Selbstaussagen der Probanden, in denen diese ihrer Zuversicht, das Erlernte weiterhin umzusetzen, Ausdruck verleihen.

Formate wie *Der große Gesundheits-Check* lassen sich aus medienwissenschaftlicher Sicht als »Selbstführungsfernsehen« (Waitz 2008), als »Fernsehen der Mikropolitiken« (Seier 2008) bezeichnen.

»Kochen und Heimwerken, Dekorieren und Putzen, Gartenarbeit und Kindererziehung, Mode und Partnerwahl, d.h. bislang als privat konnotierte und feminisierte Bereiche der ›Sorge um sich‹ (Foucault) werden seit einiger Zeit mit je eigenen Formaten und Inszenierungsstrategien im Fernsehen thematisiert.« (Seier/Surma 2008)

Der Begriff der »Selbstführung« rekurriert auf das theoretische Konzept der »Technologien des Selbst«, die Michel Foucault im Rahmen seiner Machtanalytik entwickelt hat. Foucault beschreibt am Beispiel der Sexualität (1983), wie eine auf normierende Wissensproduktion angelegte »scientia sexualis« zur Voraussetzung wird für eine Machttechnologie, die eine optimale Verwertung der Körper des Proletariats zum Ziel hat. (Foucault 1983: 124) Diese Form der Macht kennzeichnet sich dabei durch positive Machtverfahren der »Selbstführung«, wofür Foucault den Begriff der »Regierung« anwendet: Verfahren, die nicht verbieten, sondern ermöglichen, die nicht passives Erdulden, sondern aktives Öffnen und bejahende Entscheidungen bedeuten. (Foucault 1983: 131) An die Stelle regulativer Verfahren der Außensteuerung tritt die Entwicklung von Selbstregierungsformen. Dieser Prozess wird durch die Bereitstellung von Wissen angetrieben. »Technologien des Selbst ermöglichen Individuen«, so schreibt Foucault,

»mit eigenen Mitteln bestimmte Operationen mit ihrem Körper, mit ihren eigenen Seelen, mit ihrer eigenen Lebensführung zu vollziehen, und zwar so, dass sie sich selber transformieren, sich selber modifizieren und einen bestimmten Zustand von Vollkommenheit, Glück, Reinheit, übernatürlicher Kraft erlangen.« (Foucault 1984: 35)

Im Zuge der Durchsetzung einer politischen Rationalität, die Foucault »Gouvernementalität« nennt, werden innere Selbstführung, Selbstdisziplin und Selbstmanagement Kennzeichen von Subjektivierung.⁸

Selbstdisziplin und Eigenverantwortlichkeit sind auch die zentralen Konzepte, die in *Der große Gesundheits-Check* aufgerufen werden. Wie die Bereitstellung von Wissen eine entscheidende Voraussetzung hierfür ist, mag ein weiteres Beispiel verdeutlichen. Herr und Frau Agül haben vor der Kamera geäußert, ihr Ziel sei, abzunehmen und gesünder zu leben. In der sich anschließenden Szene sitzen die beiden Protagonisten und die beiden »Experten« im Wohnzimmer der Familie auf dem Sofa. »Ist das wirklich alles, was ihr verändern wollt? Sind wir deswegen hier?«, lautet einleitend die Frage des Arztes, »Oder gibt es da noch Probleme, die ein bisschen tiefer liegen?« – »Ich glaube schon!«,

⁸ Im Anschluss an Foucault analysieren die *Governmentality Studies* – und zwar zumeist als Kritik an einer »Ökonomisierung des Sozialen« – die spezifische Rationalität der gegenwärtigen liberalen Gesellschaftsform und das gesellschaftlichen Leitbild eines »unternehmerischen Selbst«. Vgl. Bröckling et al. 2000; Reichert 2004; Bröckling 2007

ergänzt die Psychotherapeutin. »Ja, ich habe Depression. Ich möchte verbessern, was da in mir liegt«, antwortet Herr Agül. In einem Zwischenschnitt sehen wir seine beiden Kinder, die mit anwesend sind. Eines der Mädchen nuckelt am Zeigefinger und blickt versunken vor sich hin. Die Kamera schwenkt zum Arzt, der zu einem Vortrag anhebt. »Vielleicht entdecken wir ja, dass die ganzen Probleme [...] ja auch irgendwo zusammenhängen. Dass das Essen zusammenhängt damit, dass ihr kein gemeinsames Esszimmer habt, dass ihr nicht zusammen am Tisch richtig sitzt, dass der Fernseher ständig läuft...« – »Hm«, wirft seine Kollegin ein » – eben auch wieder!« – »...und dass die Stimmung auch mit dem Essen zusammen hängt und, und, und. Das werden wir alles gemeinsam entwickeln. Wir haben mal etwas vorbereitet für euch...«. Er greift zu dem vor ihm liegenden Aktenkoffer und entnimmt eine DVD. »Und zwar würden wir euch gerne zeigen, wie es weitergeht, wenn es genauso wie bisher gelaufen ist«. Der Voice-Over ergänzt, »Sobald die Kinder den Raum verlassen haben, gehen Ferih und Erdal per Videomorphing auf eine virtuelle Zeitreise«.

Auf die explizite Thematisierung und Ausstellung der medientechnischen Verfahren des Fernsehens folgt eine Sequenz, die abwechselnd die tricktechnische Animation der Gesichter von Herrn und Frau Agül innerhalb der imaginierten »Zeitreise« und die ›reale‹ Reaktion der Protagonisten hierauf zeigen. Im Falle von Frau Agül sind dies Tränen – sie weint. Mit Blick auf ihre bilanziert der Arzt in einem anschließenden Testimonial: »Ferih war geschockt. Das ist auch gut so, dass sie den Handlungsbedarf erkennt und auch endlich etwas tut.« Zurück im Wohnzimmer richtet sich sein Appell an die Einsicht der Protagonistin in ihre Eigenverantwortlichkeit: »Das Gute ist: Jetzt ist es noch nicht zu spät. Wenn Sie jetzt umsteuern, muss das alles gar nicht eintreten.«, beschwichtigt er, während die Kamera die beiden sichtlich betroffenen Protagonisten in halbnaher Einstellung kadriert und langsam an das tränenüberströmte Gesicht der Frau heranzoomt.

Die Vorstellung, sein Leben tatsächlich ändern zu können, ist die unhintergehbare Voraussetzung eines notwendigen Selbsttransformationsprozesses, an deren Anfang die Einsicht steht, dass, wie es der Arzt ausdrückt, im eigenen Leben »Handlungsbedarf« herrscht. Wir helfen ihnen dabei, »wir entwickeln das gemeinsam«, wie es heißt, signalisieren die Experten des »Coaching«-Formates, ›wollen‹ aber müssen sie selbst. Zu den innerdiegetisch wirksamen, rhetorischen Strategien der Veranschaulichung und Beglaubigung, die den Protagonisten die Notwendigkeit einer Verhaltensänderung vor Augen führen, treten in Formaten wie *Der große Gesundheits-Check* dezidiert medientechnische Verfahren. Im gezeigten Beispiel ist das die Alterung der Protagonisten, die mittels einer Computersimulation visualisiert wird: »Die Augenringe, das Doppelkinn, Diabetes, Hochdruck und so weiter – das ist ganz dramatisch beschleunigt«, hören wir in im Voice-Over den Arzt. Durch diese Erzeugung, Bereitstellung und rhetorische Beglaubigung normierenden Wissens wird die Art und Weise, wie Menschen von sich selbst sprechen, wie sie sich erkennen und wie sie sich als handelnde Wesen begreifen, entscheidend geformt.

V

In einem für die Körpersoziologie klassischen Text hat die Anthropologin Mary Douglas bereits vor über zwanzig Jahren untersucht, wie sich die Wahrnehmung des phy-

sischen Körpers und Vorstellungen von Gesellschaft als eines symbolischen sozialen Körpers wechselseitig bedingen: »The physical body is a microcosm of society.« (Douglas 1973: 76) Die Adressierung des Subjekts als ›eigenverantwortlich‹ und ›selbstbestimmt‹, wie wir sie in *Der große Gesundheits-Check* finden, entspricht der neoliberalen Ideologie der Eigenverantwortung, die den Umbau des Sozial- und Gesundheitssystems in den vergangenen Jahren geprägt hat, und die im Sprechen vom »Fördern und Fordern« ein Schlagwort gefunden hat. Vor diesem Hintergrund erscheint Dicksein als verwerflich: In seiner exponierten und nicht hintergehbaren Sichtbarkeit verweist es darauf, dass kulturelle Transformationsfantasien enttäuscht werden können. (vgl. Kipnis 1995: 122) Zugleich aber drückt sich im gesellschaftlichen Umgang mit Dicksein der Wandel von Disziplinarmacht zur Gouvernementalität aus.

»Das im 18. Jahrhundert erwachte Staatsinteresse an der Volksgesundheit hat aus zwei Gründen einer heute propagierten Selbstverantwortung Platz gemacht. Zum einen, weil nach dem Ende des Kalten Krieges die Massenmobilisierung gesunder Männer für den Kriegsfall unwahrscheinlich geworden ist. Zum anderen, weil es in Zeiten hoher Arbeitslosigkeit nicht mehr notwendig ist, alle Produktivkräfte für die Industrie verfügbar zu halten.« (Wulf 2004)

Doch auch, wer keine Arbeit hat, dem bleibt die Arbeit an sich selbst. Dass die Angehörigen der sozialen Unterschicht genau diese Einstellung missen lassen, das ist der Kern der gegenwärtigen Debatte um die Unterschicht. Einer, der diese Debatte in den vergangenen Jahren entscheidend geprägt hat, ist der Historiker Paul Nolte. In seinem 2004 erschienen Buch *Generation Reform. Jenseits der blockierten Republik* diagnostiziert er eine »neue Unterschicht« in Deutschland. Den Begriff der Unterschicht definiert er – im sozialwissenschaftlichen Sinne – kulturalistisch: Er fasst unter dieser Gruppe zwar immer noch einkommensschwache und mit geringen Bildungstiteln ausgerüstete Mitglieder der Gesellschaft, entscheidend sei aber, so Nolte, dass diese sich durch einen Mangel an Geschmack und Bildung auszeichneten. In ihren Milieus haben sich, so weiter, »gleichgültige und verwahrloste Lebensarten« herausgebildet, die sich der »bürgerlichen Leitkultur« widersetzen.⁹ In einem Beitrag des Züricher Tages-Anzeigers führt Nolte wörtlich aus:

»Das Beispiel des schichtspezifischen Rauchens oder Alkoholkonsums illustriert bereits, dass gerade in materiell prekären Verhältnissen – sagen wir es einmal abstrakt – finanzielle Ressourcen in ein Verhalten investiert werden, das die Grenzen dieser Verhältnisse eher verstärkt als durchbricht. Schließlich sprechen wir von Milieus, in denen die Klienten und Transferempfänger unseres Sozialstaates, um es noch vorsichtiger zu sagen, deutlich überrepräsentiert sind« (Nolte 2004b)

Der Kern einer solchen Argumentation liegt nun gerade darin, dass sie nicht die Existenz sozialer Ungleichheit problematisiert, sondern allein deren Erscheinungsformen in der Form ästhetischer Werturteile kritisiert. Die Wahl dieses Ansatzes bleibt nicht ohne

⁹ Ausführlich zu Noltens Grundlegung einer kulturalistischen Klassentheorie vgl. Kessler 2005

Konsequenzen für die sozialpolitischen Forderungen, die Nolte aus seiner Gegenwartsdiagnostik ableitet.

»Zu verändern gelte es daher nicht die Kontextbedingungen subjektiver Lebensführung, um den Gesellschaftsmitgliedern Handlungsoptionen zu ermöglichen bzw. ihre beschränkten Handlungsoptionen zu vergrößern. Vielmehr müssten die Mitglieder der ›neuen Unterschicht‹ unabhängig von den ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen und Zugangsmöglichkeiten dazu angehalten werden, ihre ›unzivilisierten‹ Lebensführungsweisen wieder der ›bürgerlichen Leitkultur‹ (Nolte) anzupassen.« (Kessl 2005)

Als ein solches ›Anpassungsprogramm‹ fungiert *Der große Gesundheits-Check*. Dabei dienen die dezidierten Werturteile einer bürgerlichen Mittelschicht zur Beurteilung der abweichenden Lebensführungsweise der Familie Agül.

Die sogenannte »Alltagsanalyse«, die zu Beginn jeder Folge mit den Protagonisten vertraut machen soll, besteht, so wird suggeriert, aus der Montage kennzeichnender Stationen des Familienlebens eines vermeintlich ›typischen‹ Tages. So heißt es etwa: »Viertel nach Sieben. Die Kinder werden von Ferih geweckt. Während Mama in der Küche Brötchen schmiert, sind D. und L. [die beiden Kinder, Anm. T.W.] ebenfalls beschäftigt.« Die korrespondierende Einstellung zeigt, wie beide Kinder im Wohnzimmer der Familie eine Zeichentrickserie im Fernsehen schauen. Ihre Mutter kommt aus der Küche hinzu und legt jedem der Kinder ein belegtes Brötchen an den Platz. Eines der beiden Mädchen wünscht sich Nutella – »...und das wird schließlich erfüllt«, wie die Voice-Over-Narration ergänzt. »Während Mama sich noch ums süße Schulbrot kümmert, mümmeln die beiden vor sich hin – mit festem Blick auf das Kinderprogramm.« Schnitt: Die Psychotherapeutin im Halbprofil. Sie scheint das zuvor gezeigte zu kommentieren. »Was ich sehr krass finde, ist, dass es keine Teller gibt.« Eine Einstellung zeigt Brötchen, die ohne Unterlage auf dem Couchtisch liegen, dazu lachende, sich auf dem Sofa räkelnde Kinder. Noch einmal die Psychotherapeutin: »Es gibt keinen richtigen Esstisch, es gibt auch keinen Teller, also, für mich: keine Esskultur«. Ihr Kollege, nun im Bild, ergänzt: »Genau«, und fügt kopfschüttelnd an, »Mutter sitzt auch nicht dabei, und das Fernsehen läuft weiter.«

Die Zuschreibung »keine Esskultur«, mit der die Psychologin die soziale Praxis der Familie Agül versieht, ist offenkundig nicht ernährungssoziologisch begründet, sondern ein wertendes Urteil. Als solches ist es legitim. Problematisch ist es dennoch, und zwar aus zwei Gründen. Erstes wird seine scheinbare Plausibilität, die Folge eines inkorporierten Habitus' (Bourdieu 1982) ist, von den Akteuren bewusst nicht reflektiert. Zweitens gründet auf jenem Werturteil ein fürsorgliches Erziehungsprogramm, das als ›legitimiertere‹ Aneignungsweise die distinkten Merkmale einer kulturellen Praxis gleichsam naturalisiert und so hegemonial wirkt.

Sind die Probleme der »neuen Unterschicht« nicht materieller, sondern soziokultureller Gestalt? Das zumindest ist die Auffassung von Nolte – und aus dieser Erkenntnis gewinnt er seine sozialpolitischen Forderungen. Wie diese aussehen, formuliert sehr deutlich der Rezensent einer wohlwollenden Besprechung. Er resümiert:

»Selbstverantwortung und Verantwortung für andere heißt auch, sich Zumutungen zu unterwerfen und Forderungen zu akzeptieren, die im milden Klima sozialer Wohlfahrt zumindest ungewohnt waren. Zumutung kann bedeuten mehr Arbeiten, weniger Verdienen, mehr Leisten, weniger Fernsehen, mehr Anstrengen, weniger Essen. Disziplin, Pünktlichkeit, Aktivismus, Leistungsbereitschaft heißen die Forderungen der Generation Reform.« (N.N. 2004)

Dass man gegen Dicksein kämpft, nicht mehr gegen die politischen Ursachen von Armut, die in beschämender Weise in unserer Gesellschaft zunimmt, dass ist das Verdienst von Menschen wie Paul Nolte. Das Verausgaben, das Mobilisieren letzter körperlicher Ressourcen, das damit einhergeht, das ist die Agenda von Sendungen wie *Der große Gesundheits-Check*.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1963): Stichworte. Neun kritische Modelle. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Adorno, Theodor W./Horkheimer, Max (1969): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Amend, Christoph (2005): Was guckst du? In: Die Zeit, 10.03.2005.
- Bourdieu, Pierre (1982): Der Sozialraum und seine Transformationen. In: Ders.: Die feinen Unterschiede – Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 171-210.
- Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hg.) (2000): Gouvernementalität der Gegenwart, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bundesregierung (2008): Lebenslagen in Deutschland. Der 3. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. Berlin.
- Douglas, Mary (1973): Natural Symbols: Explorations in Cosmology, London.
- Enzensberger, Hans Magnus (1997): Das Nullmedium oder Warum alle Klagen über das Fernsehen gegenstandslos sind. In: Glotz, Peter (Hg.): Baukasten zu einer Theorie der Medien. Kritische Diskurse zur Pressefreiheit. München.
- Foucault, Michel (1977): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1983): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1984): Von der Freundschaft. Michel Foucault im Gespräch. Berlin: Merve
- Friedrich-Ebert-Stiftung (2006): Gesellschaft im Reformprozess. Die Friedrich-Ebert-Stiftung untersucht Reformbereitschaft der Deutschen (Pressemitteilung). Bonn.
- Gesing, Brigitte Friederike (2008): Fat Politics: Körpernormierung und Geschlechterkonstruktion im modernen Schlankheitsdiskurs. In: ZtG Bulletin, http://www.gender.hu-berlin.de/w/files/ztgbulletintexte32/gesing_koerpernormierung_und_geschlechterkonstruktion.htm vom 25.06.2008.
- Good Times Fernsehproduktions GmbH (2007): Casting, <http://www.good-times.de/cast-abnehmen.htm> vom 20.07.2007.
- Groh-Samberg, Olaf (2007): Armut in Deutschland verfestigt sich. In: Wochenbericht des DIW Berlin 12/2007, S. 177-182.
- Heitmeyer, Wilhelm (2007): Deutsche Zustände. Folge 6. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kessl, Fabian (2005): Das wahre Elend? Zur Rede von der »neuen Unterschicht«. In: Widersprüche 98/2005.
- Kipnis, Laura (1995): Die kulturellen Implikationen des Dickseins. In: Angerer, Marie-Luise (Hg.): The Body of Gender. Körper, Geschlechter, Identitäten. Wien, S. 111-130.
- Lange, Cornelia/Ziese, Thomas: Gesundheit in Deutschland. Gesundheitsberichterstattung des Bundes (Zusammenfassung), Berlin: Robert-Koch-Institut 2006.
- N.N. (2008): Ist Dicksein eine Krankheit? In: Süddeutsche Zeitung, 11.06.2008, S. 12.
- N.N. (2008): Aufbruch zu alten Werten. Paul Nolte propagiert die Generation Reform. 3sat Kulturzeit, <http://www.3sat.de/kulturzeit/lesezeit/69328/index.html> vom 26.06.2008.
- Niejahr, Elisabeth/Rudzio, Kolja (2008): Abgespeist! Die Armen bleiben arm. Dabei gibt es kaum so viel Geld für soziales aus wie Deutschland. Wo bleibt es bloß? In: Die Zeit, 26.06.2008, S. 1.
- Nolte, Paul (2004a): Generation Reform. Jenseits der blockierten Republik, München: C.H. Beck.
- Nolte, Paul (2004b): Plädoyer für eine bürgerliche Leitkultur. In: Tages-Anzeiger, 1.9.2004.

- Rasche, Uta (2008): Lafontaine-Gattin Müller: Die Eva Herman der Linken. FAZ.net, <http://www.faz.net/s/Rub61EAD5BEA1EE41CF8EC898B14B05D8D6/Doc~E2ACB4D7C669A4FC192617C162883B02D~ATpl~Ecommon~Scontent.html> vom 22.02.2008.
- Reichert, Ramón (Hg.) (2004): Governmentality Studies. Analysen liberal-demokratischer Gesellschaften im Anschluss an Michel Foucault, Münster: Lit.
- Schorb, Friedrich (2008): Gesellschaftliche Wahrnehmung und Behandlung von abweichendem Verhalten am Beispiel Übergewicht. Magisterarbeit an der Universität Bremen, Magisterstudiengang Soziologie, www.zirn-info.de/schorb_mag.pdf vom 25.06.2008.
- Schwägerl, Christoph (2006): Das neue Kaloriat. Unterschicht und Übergewicht. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17.10.2006, S. 37.
- Seier, Andrea (2008): Fernsehen der Mikropolitiken (AT). In: Loreck, Hanne /Mayer, Kathrin (Hg.): Visuelle Lektüren – Lektüren des Visuellen, Berlin: b_books.
- Seier, Andrea/Surma, Hanna (2008): Schnitt-Stellen. Mediale Subjektivierungsprozesse in »The Swan«. In: Villa, Paul-Irene (Hg.), Schön Normal. Sozial- und kulturwissenschaftliche Blicke auf somatische Selbsttechnologien. Bielefeld: transcript.
- Stauff, Markus (2005): Zur Gouvernementalität der Medien. Fernsehen als »Problem« und »Instrument«. In: Stauff, Markus/Gethmann, Daniel (Hg.): Politik der Medien. Zürich/Berlin: Diaphanes, S. 89-110.
- Stearns, Peter N. (1997): Fat History. Bodies and Beauties in the Modern West, New York/London.
- Waitz, Thomas (2008): Auswandern. Heimat, Fremde, Fernsehen. In: Böttcher, Claudia /Kretzschmar, Judith/Schubert, Markus (Hg.): Heimat und Fremde. Selbst-, Fremd- und Leitbilder in Film und Fernsehen. München.
- Wüllenweber, Walter (2004): Unterschicht – Das wahre Elend. In: Stern 52/2004.
- Wulf, Jan-Hendrik (2004): Kampf ums Wohlbefinden. In: taz, 14.12.2004.